This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HQ
1625
.W33
.G59

IV
2916

# Abteilung VII.

## Sozialismus
## Gewerkschaftsbewegung
## Genossenschaftswesen

(a. Frauenfrage und Frauenbewegung)

Buch Nr. 310 A

Wer die Bibliothek regelmäßig benutzt, hat sich eine Leserkarte ausstellen zu lassen, diese hat je ein Jahr Gültigkeit.

**Lesefrist 14 Tage.**

Näheres besagt die Bibliothekordnung auf der Leserkarte.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

# Agnes W

Von

B. Glogau

Eine Frauenstimme aus de

Ein Held
Im festen
Das eine

Preis 50 Pf.

Berlin 1894.
A. Hoffmann's Ve
O. 27. Kraut-Straße 38

HQ1625
W33 G59

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Im ſchönen Süd-Oſten Berlins, an der nämlichen Stätte, wo Agnes Wabnitz dereinſt ihre Rednerlaufbahn begonnen hatte, wo ſie vor ſechs Monaten den erſten mächtigen Eindruck auf mich gemacht, erklang am achtundzwanzigſten Auguſt die plötzliche Kunde von ihrem Tode.

Unter denen, die es erſchüttert vernahmen, waren, zur Laſſalle-Feier herbeigeſtrömt, Hunderte von jenem Volk dunkleren Bluts, das die allzeit Gerechte geliebt und geſchätzt hatte. Mit innigen Worten hat ſie am Schluß ihrer letzten großen öffentlichen Rede „über die wirthſchaftliche Lage des arbeitenden Volkes“ den deutſchen Genoſſen die Achtung vor den Juden an's Herz gelegt, und dieſe haben am Sterbetage mit uns geweint.

Mir war, als die ſchweigende Verſammlung ſich zur Todtenehre von den Plätzen erhob, als ſtünde ſie noch einmal dort oben auf ihrer Lieblingstribüne, wie ich ſie zum erſten Mal geſehen: hoch, ſchlank aufgerichtet, das ſchmale Antlitz nonnenartig von grauen Schleiern umhüllt, das blaue ſeelenvolle Auge jedem Einzelnen in's Herz dringend. Das alſo iſt das Weib, hatte ich mich an jenem Abend verwundert gefragt, welches der alten Geſellſchaft als Verkörperung des unweiblich Kühnen gilt? Wie ſie zu reden begann, den elaſtiſchen Oberkörper bald dieſer, bald jener Gruppe zuneigend, geſchickt wie der ſichere Parlamentarier, es war freilich nicht das, was man als weibliche Holdſeligkeit zu preiſen

pflegt, es war aber auch nichts weniger als unweiblich, es wirkte nicht einmal befremdend.

Als prächtiges, geistig und körperlich normales Wesen stand, sprach, agirte sie, als fester Charakter, der weder mit weiblichen noch mit männlichen Eigenschaften kokettirte, weil er beides nicht nöthig hatte.

Was sie an jenem Abend sprach? Anklagen gegen die Erbpächter der Ehre, gegen die Erbsitzer des Geldes — Anklagen, die ebensowohl dem weichen Gemüth, das für weiblich gilt, wie dem scharfen Verstand, den man einzig dem Manne zuerkennen will, entspringen konnten. Und plötzlich richtete sie sich noch höher empor, und von ihren Lippen rang es sich los, ein Prophetenwort von gewaltiger Tragweite:

„Vor Jahrzehnten, im Anfang der Bewegung, haben die großen Führer Euch zugerufen: „Wissen ist Macht!“ Ich aber sage Euch: der moralische Halt ist's, der den Menschen unbezwingbar macht!“

Und als sie verstummte, da hoben sich ungezählte arbeitstarke Hände, und wie Meeresbrausen schwoll er an, der feierliche Beifall von tausend Menschenseelen, die sich eins wußten mit der geliebten Sprecherin. Mich aber ergriff eine selige Erkenntniß, die noch kein Dichter, kein Künstler der Bildungswelt in mir geweckt hatte.

Ich blickte rückwärts in die Versammlung hinein, sah die schlichten, hoffnungsruhigen Proletarier-Physiognomien — da war kein Antlitz, in das der Alkohol-Teufel oder ein anderer Dämon irgend einen Zug gegraben hatte — überall Festigkeit, Güte, eine gesunde Heiligkeit der menschlichen Natur, weitab von der asketischen Ueberspanntheit der Frommen. Da wurde mir deutlich, was die deutschen Arbeiter-Organisationen groß gemacht hat.

Engels hebt lobend vom englischen Arbeiter hervor, daß er die Nationaleigenthümlichkeiten, welche die be-

ſitzenden und reiſenden Klaſſen Englands in Verruf brachten, gänzlich von ſich abgeſtreift habe. Dem deutſchen Proletarier dagegen gereicht es zur nämlichen hohen Ehre, daß in ihm der germaniſche Charakter wieder aufgelebt iſt, die alte Reinheit, Beſcheidenheit, Ehrlichkeit, welche unſeren Gebildeten abhanden gekommen und denen, die ſich patriotiſch dünken, am ſtärkſten abhanden gekommen iſt.

Neben jenen Männer des Volks aber ſtehen Frauen und Mädchen, ihnen gleich an Ernſt und Sittlichkeit. Und dieſen mächtig an Zahl und Kraft emporwachſenden Frauenſchaaren iſt andertha'b Jahrzehnte lang Agnes Wabnitz vorangeſchritten, lehrend, organiſirend. Sie hat den Verſtand der Arbeiterinnen für den Altruismus geweckt, für das ehrliche Zuſammenhalten untereinander, aus dem alle anderen Tugenden erſtehen und das weit mehr bedeutet, als die weiche Nächſtenliebe, welche im weiblichen Herzen von jeher vorhanden war. „Die erſte Frau, welche in den Reichstag käme, wäre ſicher eine ſolche, welche zu imponiren wüßte," dies ſtahlſcharfe Wort Bebel's verſteht derjenige, der die Wabnitz jemals auf der Volkstribüne ſah. Von dieſem beſcheideneren Platz aus hat ſie die Mütter an's große Werk herangerufen, die Mütter der Jüngſten in den energievollen Volksverſammlungen, hat ſie mitgeſchaffen an dem Boden, auf welchem die unbeſiegbaren Theſen und unbeſiegbaren Vertheidiger des Erfurter Programms erwachſen ſind.

Auf einem Feſt der Nordſchule im ſechſten Berliner Wahlkreiſe hörte ich die Rednerin zum zweiten Mal. Es waren große Schüler, welche ſich dort zu geiſtiger Förderung und froher Erholung zuſammengefunden hatten: Jünglinge mit prächtigen Stirnen, Mädchen mit klaren, blitzenden Augen, welche täglich zu ſpäter Abendſtunde Unterricht nehmen in Weltgeſchichte, deutſcher

Rhetorik, populärer Medizin ꝛc. Die Berliner Arbeiter-Bildungsſchule iſt die herrliche, ureigenſte Schöpfung Liebknecht's. Ihre erſten Lehrer waren ohne Ausnahme Semiten. Sie haben ihre Aufgabe meiſterhaft gelöſt, ſie waren zur Einleitung der richtigen Lehrmethode vielleicht unerſetzbar. Denn ſie hatten eines mit ihren Schülern gemeinſam: ſie verfuhren mit dem Wort und dem Gedanken knapp, klar, zielbewußt — um das beſpöttelte, aber unübertreffliche Schlagwort der Partei zu gebrauchen. Jahrhunderte haben der Race der Lehrer wie derjenigen der Schüler ſolche Eigenſchaften in hartem Druck anerzogen. Den jüdiſchen Lehrern haben ſich jetzt junge Gelehrte germaniſcher Abkunft zugeſellt; ſie haben wenig mit den Durchſchnittsgrößen unſerer heutigen Hochſchulen gemein, deſto mehr mit dem Geiſt, der durch Deutſchlands Univerſitäten am Jahrhundertsanfang Europa beherrſchte, weil er in der Menſchengeſchichte den Fortſchritt im Bewußtſein der Freiheit ſah.

Und hier auf dem Schulfeſt ſprach die Wabnitz wiederum ein Wort, das mich im Innerſten packte:

„In jüngeren Jahren beſuchte ich auf der Humboldt-Akademie die Vorleſungen des Profeſſor Thurein. Damals wurde mir das Herz oft ſchwer, wenn ich an die Arbeiter dachte, denen ſolch ein liebevoller Unterricht verſagt war. Der Lehrende erklärte uns an der Dampfmaſchine den todten Punkt, die exzentriſche Welle, verdeutlichte uns, mit wieviel Atmoſphärendruck die Maſchine arbeitet, zeigte, wo ſich Keſſelſtein anſetzt, wo für den Arbeiter Gefahr eintritt, Arme und Beine zu verlieren. Es waren junge Kaufleute, gebildete Damen, denen der Gelehrte ſolche Mittheilungen machte. Aber der Arbeiter erfuhr von alledem nichts, und doch hängt die Leiſtung der Maſchine, hängt das Leben des Arbeiters von ſolchen Kenntniſſen ab. Heute haben wir eine vorzügliche

Arbeiterschule, und in der Erinnerung an das, was mir im Gelehrten-Institut zu Theil wurde, möchte ich vorschlagen, daß man unseren Lehrplan erweitere, daß die technischen Wissenschaften sich zu den anderen gesellten!“ — Das Wort schien dem kürzlich von ihr vernommenen „Wissen giebt noch keine Macht“ zu widersprechen, und als sie schwieg, blickte ich lange sinnend, räthselnd in das kluge Mädchenantlitz. Aber allmälig wurde mir klar: Nein, sie widerspricht sich nicht, so wenig, als sie der alten Schrift Liebknecht's „Wissen ist Macht“ widerspricht. Die großen Führer verstanden, wo eine moralische Hebung ansetzen muß. Und in folgende Worte glaube ich den Gedanken, welcher die beste Schülerin der Sozialdemokratie beseelte, am richtigsten zu fassen: Wissen ist selbstverständlich. Es ist so reichlich vorhanden wie die Nahrung auf dem Erdboden, aber wie diese wird es von wenigen Bevorzugten geizig den Anderen vorenthalten. Und diesen Bevorzugten ruft der Geist der neuen Zeit zu: Oeffnet die Wucherspeicher eures Wissens, wie ihr die Kornspeicher werdet öffnen müssen! Oeffnet sie weit der lernhungrigen Masse — aber dann ringt Schulter an Schulter mit den Aermsten und Niedrigsten nach moralischer Kraft. Eine allgemeine Willenshebung wird uns retten, wird uns verjüngen. Ihr Bevorzugtesten habt noch kein moralisches Problem gelöst; die Besten von Euch sind entweder am Leben gescheitert oder haben im Emporbringen ihre Nächsten und Liebsten verletzt, vernichtet. Der Sozialdemokrat aus dem Arbeiterstande hat es bereits zu einem gebracht: er befreit sich von groben Fehlern, ohne sich der zerknirschenden Reue der Frommen hinzugeben, er befreit sich schnell und elastisch, nicht mit der selbstverzärtelnden Langsamkeit, welche euere Bildungs-Egoisten lieben, und welche fast niemals zum Ziele führt. —

Kein glänzender Geiſt aus der Stirner'ſchen Schule wird die Seelenklarheit, welche die Verſtorbene mit Millionen tüchtiger Menſchen theilte und welche in dieſen weiterlebt, ſtören. Ob die überſcharfen Denker, welche die ſozialdemokratiſche Ueberzeugung ſpöttiſch als den Teſtamentsvollſtrecker des Chriſtenthums, als den letzten Ausläufer der großen Geſpenſterlehre vom Ideal bezeichnen und ihrerſeits verlangen, daß aus gänzlich neuen Gedankenkeimen der neue Menſch, der Uebermenſch erwachſe, ihre anarchiſtiſchen Anhänger finden, iſt den Feſtgefügten gleichgültig. Sie wiſſen, daß der Werth ſolcher Denker nicht höher ſteht als derjenige der Schwärmer früherer Epochen, welche halbwegs richtige Blicke in die Zeit thaten, welche für ſie Zukunft war. Träume ſind oft zu Wirklichkeiten geworden, aber ſtets in anderer Form als die vor Jahrhunderten Entſchlafenen es geahnt hatten. Für die nächſte und keineswegs kurze Epoche wird die Forderung maßgebend ſein:

„Macht Halt in der philoſophiſchen Erkenntniß, damit die Moral ihr nachkomme, damit endlich der Menſch ſeiner hochgeſteigerten Einſicht gemäß leben lerne. Wenn das erreicht iſt, dann mag die Denkkraft, in einer unermeßlich geſteigerten Zahl von Individuen vorhanden, weiterſinnen und weiterſpinnen an dem alten Räthſel: wozu ſind wir da?"

Das war's, was die jetzt Dahingeſchiedene meinte, wenn ſie lächelnd ihr Lieblingswort vor ſich hinſprach: „Käme doch ein einziger geſunder Geiſt über alle Menſchen!"

Sie wußte, daß der phyſiſchen Erkenntniß kein Halt geboten zu werden brauchte, ſie wußte auch, daß der unbeachtete Proletarier auf dieſem Gebiet ein Mitarbeiter von Rieſenkraft ſein werde.

Denn mag, beiſpielsweiſe, der Profeſſor auf's Klarſte

die Dampfmaſchine erläutern — er ſelbſt kennt keineswegs alle Urſachen der furchtbaren Keſſel-Exploſionen. Aber der Mann, der die Maſchine bedient, dem ſie anvertraut iſt wie ſein Weib, ſein Kind, der wird mit der Zeit hinter jede ihrer Störungen kommen, wenn ſeine Kenntniſſe nicht mehr ſeiner Geſchicklichkeit nachſtehen werden, wenn er, nicht mehr durch Ueberanſtrengung ermüdet, bei verkürzter Arbeitszeit ſein eigenes Thun mit klarem, ruhigem Blick überwacht. Und Millionen noch unfertiger aber bildungsfähiger Denker ſtehen in Werkſtatt und Bergſchacht bereit, dem grübelnden Gelehrten zu helfen. — — —

Als ich Agnes Wabnitz zum dritten Mal ſehen und hören durfte, da war's nicht an öffentlicher Stelle, ſondern in ihrem lieben Heim, in einer ſchmalen Gaſſe des Berliner Zentrums. Dank ſchulde ich der Genoſſin Milautzky, die mich zu der Unvergeßlichen führte und mir damit den ſtillen, langſamen Einblick in eine große Menſchenſeele gewährte, deren Dauer nur noch knapp bemeſſen war.

Eine Eigenthümlichkeit trat jeder Zeit in ihrem täglichen Leben hervor, eine Eigenthümlichkeit, welche ein Lieblingsdenker der heutigen alten Geſellſchaft, der Rembrandt-Deutſche, nicht mit Unrecht einzig dem Genie zuſchreibt: ſie war beſonnen in Allem, was ſie that und ſprach. Wer von Denen, die mit ihr zuſammenkamen, hätte jemals Spuren der geiſtigen Umnachtung, von welcher Fernſtehende zu munkeln begannen, bei ihr bemerkt? Wir Alle kennen Menſchen, über die wir uns kurz auszudrücken pflegen: Sie haben einen Sparren! Suchen wir nach Belegen, ſo ergiebt ſich bei all' dieſen Unglücklichen das Nämliche: ſie wiſſen, redend oder handelnd, das Weſentliche vom Unweſentlichen nicht zu unterſcheiden.

Aber die Wabnitz war juſt das Gegentheil ſolcher Pechvogel-Naturen: klug und zweckmäßig in jedem Verhalten, daheim in wirthſchaftlicher Thätigkeit wie bei ihrer Berufsarbeit, durch welche ſie oft genug in die Häuſer ihrer politiſchen Gegner geführt wurde. Die „Volksfreunde“ aus der beſitzenden Klaſſe, die gern von übermäßiger Unterſtützung der Agitatoren faſeln, mögen ſich die Thatſache merken, daß Agnes für zwei Mark Tagelohn Kleider anfertigte — von unbemittelten Familien nahm ſie noch weniger — und daß ſie davon ihren Lebensunterhalt beſtritt. Die meiſten ihrer Vorträge hielt ſie umſonſt.

Selbſt die Reiſe-Entſchädigung, die ſie in Provinzial-Städten erhielt, blieb häufig genug in den Händen ihrer nothleidenden Mitmenſchen. Ueberall, wohin ſie auch kam, ſtanden ihr der Genoſſen Häuſer gaſtlich offen, ſie aber wählte unter dieſen jedesmal das ärmſte, um dort in zartfühlendſter Weiſe ein Gaſtgeſchenk zurückzulaſſen. Was ihre tägliche Arbeitsleiſtung betraf, ſo war ſie darin von äußerſter Gewiſſenhaftigkeit.

In Häuſern ihrer lieben Genoſſen habe ich zuweilen neben ihr geſeſſen und ihr aus philoſophiſchen Schriftſtellern vorgeleſen. Jedes Wort, das ſie dabei vernahm, wurde zu Blut und Leben in ihr, während ihre ſchlanken Finger raſtlos ſchafften und jeder Saum unfehlbar gerieth.

Aber der Sonntag, den ſie als erſte Erlöſung des Proletariats erkämpfen geholfen, war auch ihr im menſchlichen Sinn ein heiliger Tag. Da ruhte ſie, da ſammelten ihre Freundinnen, vor allem die Schülerinnen der Arbeiter-Bildungsanſtalt, ſich um die Verehrte, und jugendfriſcher Geiſt ſchien den kleinen Raum in der Bartelſtraſte zu durchwehen. —

An einem ſolchen Sonntag Abend hat mir nach dem Weggang ihrer Freunde die Wabnitz ihre Lebensgeſchichte

Ungültig

erzählt, aufrichtig, klar und bestimmt, wie sie es in Allem war.

Zu Gleiwitz in Schlesien wurde sie am 10. Dezember 1841 geboren. Ich habe gestaunt, als ich die Ziffer hörte; keine Weltdame kann sich bei heißem Bemühen um Toilettenkünste so jung erhalten, wie die schmucklose Agitatorin, die niemals Eitle, es vermocht hat. Genie und Güte erhalten den Blick glänzend und klar, und beständige Energie verleiht dem Körper Elastizität. —

Sie war in Verhältnissen aufgewachsen, welche die alte Gesellschaft als glückliche zu bezeichnen pflegt. Ihr Vater war Besitzer eines großen Gasthauses; der schlesische Dramatiker des Weber-Elends, Gerhart Hauptmann, ist von gleicher bürgerlicher Herkunft.

Aber in dem behaglichen Bourgeois-Hause liebte und achtete man das arbeitende Volk, suchte dem Elend zu helfen, soweit es der damaligen Einsicht möglich war. Frau Wabnitz hat während der Cholera-Epidemie im Jahre Achtundvierzig täglich für zweihundert Kranke Suppen gekocht; während des polnischen Aufstandes fand jeder Flüchtling im Wabnitz'schen Hause liebevolle Aufnahme. —

Aus ihrem kindlichen Seelenleben hat Agnes mir wenig berichtet, und eine solche Zurückhaltung entsprach ihrer stolz-bescheidenen Natur. Unzweifelhaft ist sie wie alle Begabten, ein merkwürdiges Kind gewesen, aber darüber schwieg sie und sagte von ihrem Bildungsgange nur: „Ich habe unsere Bürgerschule besucht, es war eine vorzügliche Schule.“ — Und da die Erzählerin in Allem wahrhaft gewesen ist, habe ich keinen Grund, an ihrer Aussage zu zweifeln. War doch freilich der „höhere“ Lehrer um Jahrhundertsmitte, der Schüler Diesterwegs, eine weitaus freiere und stolzere Persönlichkeit, als der an Jahrhundertsende.

Von äußeren Vorgängen ihres jungen Lebens hat mir Agnes nur einen erzählt, mit dem leiſen, ein wenig melancholiſchen Schelmenlächeln, das ihr ſo gut ſtand. Als ſie einſt auf dem Rückweg aus der Schule nach ihrer Gewohnheit tanzend und ſich kreiſelnd die Klodnitz-Brücke paſſirte, fiel ſie in den Kanal. Ein Jude wurde ihr Lebensretter. Die dankbaren Eltern ließen an der Uferſtelle, wo Held und Kind gelandet waren, ein ſchönes Kreuz errichten, und die katholiſche Bevölkerung der umliegenden Dörfer wallfahrtete zu ſeiner Einweihung. „Ich ſelber proteſtantiſch, der gute Retter moſaiſch, und für uns Beide brachten römiſche Chriſten dem unbekannten Gotte Dankgebete! Es iſt mir zum Symbol geworden. Meine Seele hat ſpäter an allen drei Konfeſſionen herumgegrübelt, bis ſie in der Anſchauung unſerer frei-religiöſen Gemeinde Ruhe fand.“ —

Als Kind hat Agnes freilich zum „lieben Gott“ der Evangeliſchen gebetet, und zwar in merkwürdiger Wiederholung ſtets das Eine: Gieb mir Verſtand! „Dieſe eine Gebets-Erhörung hab' ich freilich erlebt,“ ſagte ſie zu mir. „Bald nach meines Vaters frühem Tode verloren wir Haus und Vermögen, und der Verſtand, nach dem ich mich immer geſehnt hatte, war plötzlich da.“

„Gewiß,“ fuhr ſie nach meinem raſchen Aufblick ruhig fort, „ohne die Verarmung wär' ich thöricht geblieben, anſpruchsvoll an andere Menſchen, ohne es zu wiſſen. Wie oft hat meine Mutter zu uns Kindern geſagt: „Ich weiß nicht, wodurch ihr ſo hochmüthig ſeid, ich bin's doch nicht.“ Ja, die guten Verhältniſſe, in denen wir uns ganz naiv als Bevorzugte fühlten, hatten uns eben anders als die Mutter gemacht, die in beſcheidener Lebenslage aufgewachſen war. Als es mir ſelber ſchlecht ging, lernte ich andere Unglückliche verſtehen, Unglückliche in immer größerer Zahl, und bin

nach einer Reihe von Jahren auch hinter die Urſachen des Unglücks gekommen."

Mit fünfzehn Jahren alſo mußte Agnes den erſten Schritt zur großen weiblichen Selbſtändigkeit thun, deren berufenſte Vertreterin ſie ſpäter geworden iſt. Sie begann zunächſt mit dem Hemdennähen, mit der Handarbeit ohne Maſchinenhilfe; das Stück wurde ihr mit 1 Mk. 50 Pf. bezahlt.

Nähen hatte ſie nun freilich als Kind gelernt, aber — zu arbeiten verſtand ſie noch nicht, wie ſie mit feiner Unterſcheidung zu mir bemerkte. Es galt nicht mehr, tändelnd und ſpielend Zierliches zu ſchaffen, ſondern ernſt und andauernd etwas — nein, viel zu leiſten.

Die Worte, mit denen ſie das ſagte, waren ruhig und beſcheiden gewählt; mir aber klangen in den Ohren Thomas Hood's Trauerverſe: „Näh'n, näh'n, näh'n — bis ich nicht lebend mehr bin —"

„— Das Arbeiten war nicht das Schwerſte," fügte Agnes noch hinzu. „Aber welche moraliſche Ueberwindung hat es mich thörichtes Kind gekoſtet, das erſte fertige Stück zu verkaufen."

Erwachſen und herangereift, ſuchte ſie nach lebhafterer Bethätigung ihrer Kraft und nahm die Stelle eines Lehrfräuleins im ruſſiſchen Polen an. Voll köſtlicher Anſchaulichkeit war die Schilderung der erſten Eindrücke, die ſie dort empfangen hatte.

„Ich traf Abends auf dem Landedelſitz ein und wurde ſofort in das Geſellſchafts-Speiſezimmer geführt. Eine blumenüberladene Tafel — ringsum ſchöne weißgekleidete Frauen — ein berauſchender Duft umfängt mich — mit berauſchender Liebenswürdigkeit tritt mir die Dame des Hauſes entgegen und führt mich ſelbſt an die Theemaſchine.

„Am nächſten Morgen — rrr! ein ander Bild:

Frierend ſitzen Erzieherin und Edelkinder in ungeheizten Prachträumen. Die Herrin liegt im Bett und erhebt ſich erſt am Abend, um neue Gäſte zu empfangen. Auf dem Küchenherde draußen aber tummeln ſich halbnackte Kinder herum, das gemeinſchaftliche Eigenthum des Gutsherrn und — ſeiner Mägde."

Und dieſem erſten Eindruck getreu entwickelt ſich vor Agnes' Blick die weitere Wirthſchaft auf dem Muſter-Feudalſitz des verendenden Polens. Die Bonne geräth bald in die Gewiſſensnothwendigkeit, die unteren Dienſtboten bei der Rebellion gegen die Herrſchaft zu vertheidigen, ja zu unterſtützen. Die tägliche Koſt des glücklichen Hausgeſindes beſteht Morgens aus Kohl mit Kartoffeln, Abends aus Kartoffeln mit Kohl. Und dieſer unentbehrliche Kohl iſt häufig von ſo ſchlechter Beſchaffenheit, daß er nach dem Kochen ſchwarz erſcheint. Als eine der Mägde für ihr krankes Kind um baare vier Pfennige Milch von der Herrſchaft erſtehen will, wird es ihr abgeſchlagen.

Die Tyrannenherrſchaft erſtreckt ihren unheilvollen Einfluß ſtufenweis nach unten. Weil die Knechte roh behandelt werden, behandeln ſie ihrerſeits das Vieh ſchlecht. Die Folgen, welche die „Herrſchaft" erſtaunen machen und entſetzen, treten ein: die theuer bezahlten Pferde ſind oft nicht in genügendem Zuſtande, um vor die Equipagen geſpannt zu werden. Und bei einer ſolchen Gelegenheit bricht einmal die liebenswürdige Herrin in die charakteriſtiſchen Worte aus:

„Bevor der verfluchte Ruſſe in unſer Land kam, durften wir Sonntags die Knechte einſpannen, um in die Kirche zu fahren."

Da richtet ſich die junge Deutſche hoch auf:

„Wie? Und Ihr Polen klagt um Euer Vaterland? Und fühlt euch nicht Eins mit euerem Volk? So

lange es dem Volke gut geht, iſt das Vaterland nicht verloren! Ja, liebt ihr denn ſo zärtlich die Scholle, auf der euere Füße ſtehen? Wenn alle Deutſchen über den Rhein wanderten, ſo wär' auf franzöſiſchem Boden meine Heimat!"

„So haben Sie ſchon damals geſprochen?" unterbrach ich die Erzählerin, „bevor Sie zur Partei gehörten?"

Sie bejahte ſtumm, mit kurzem Aufleuchten der unvergleichlichen Augen. Ich aber fragte mich überwältigt: Woher die ſonnenklare Unterſcheidung im Kopfe des einfachen Mädchens, das vom Hemdennähen kam? Woher damals bereits ein ſo großes Wort, das noch heute von der ganzen „vaterlandsloſen Sozialdemokratie" zum Niederſchmettern der Gegner gebraucht werden darf?

Wir, die wir nach 48 geboren, in den fünfziger Jahren aufgewachſen ſind und als Kinder die Liebe zur Freiheit für untrennbar von der Wehmuth um das zerriſſene ſchwarz-roth-goldene Band hielten, die wir von kleinauf um die auseinandergezerrten Schollen Deutſchlands klagen hörten und nicht wußten, daß der Schmerz um die voneinander getrennten Menſchenherzen der größere war, wir lächeln heute wehmüthig, wenn wir unſerer einſtigen hochgehenden Begeiſterung gedenken.

„Wie das ſo hell geklungen,
Das Lied vom Vaterland," —

ruft weinend der todtkranke Julius Moſen, als er Anfangs der ſechziger Jahre eine Roſe an das Grab Ernſt Moritz Arndt's ſendet. Dem Sterbenden aus der kleinen Schaar der Dichter-Rebellen, die von allen Achtundvierzigern der Sozialdemokratie am nächſten geſtanden hat, erſchien der Deutſchen Zukunft hoffnungsleer.

Ja — es hat hell geklungen, wenn ſie's, „den Schläger in der Hand," ſangen — das Arndt'ſche Lied.

Aber tauſendmal heller wird ein anderes klingen, deſſen Worte ohne Gleichen ſchon jetzt von allen Zungen der Erde geſtammelt werden, für deſſen erhabene Melodie ſelbſt die hinreißenden Klänge der Marſeillaiſe noch nicht ausreichen, denn es wird ein Friedenschor ſein — und Frauenſtimmen werden über ihm ſchweben.

Im Herzen der jungen Schleſierin erbrauſten damals die erſten der gewaltigen Klänge, aber noch tönte neben ihnen die alte ſehnſüchtige Vaterlandshymne. Noch loderte in ihr viel von der ſchwarz-roth-goldenen Begeiſterungsflamme und war bald darauf nahe daran, in's Schwarz-Weiß-Rothe hinüberzuſchillern.

Nach ihrer bündigen Erläuterung des echten Patriotismus hatte ſie natürlich das Haus der polniſchen „Märtyrerin" und Leuteſchinderin verlaſſen. Aber ihre berechtigte und begrenzte Vaterlandsliebe wurde von den Oſtnachbarn nicht im Geringſten reſpektirt, erlitt vielmehr einen Stoß nach dem anderen. Und da ihre Bruderliebe damals noch der ganzen deutſchen Nation mit Einſchluß der oberen Klaſſen galt, kehrte ſie eines Tages wieder einer Brodherrſchaft den Rücken, weil dieſe den Hund des Hauſes „Bismarck" getauft hatte und weil es ihr unzweifelhaft ſchien, daß man den preußiſchen Miniſterpräſidenten damit nicht ehren wollte.

Bald darauf tritt die entſcheidende Kataſtrophe in ihrem „polniſchen Lebensabſchnitt" ein.

Wieder einmal ſitzt ſie an blumengeſchmückter Tafel, aufmerkend, bedienend. Der Hausherr giebt während des Pokulirens ſeine völker-pſychologiſchen Anſichten zum Beſten und fertigt unſer Vaterland mit den Worten ab: „Alles, was deutſch iſt, gehört unter die Schweine." — Und die deutſche Geſellſchafterin ſpringt auf und ſchleudert ihrem Brodherrn den Löffel in's Geſicht.

Eine Sekunde Stille und Entſetzen — dann allgemeines Emporfahren von den Seſſeln — die Gäſte ſtehen ſo ſchlank, drohend und finſter da, wie es nur polniſchen „Märtyrern“ aus edlem Blut möglich iſt. Endlich löſt ſich von der hochdramatiſchen Gruppe ein alter Edelmann ab, tritt auf Agnes zu, reicht ihr die Hand und ſagt mit Nachdruck: „Sie haben als Deutſche recht gehandelt. Hätten Sie's anders gemacht, wir Polen müßten Sie verachten.“

Ihr Fortgang iſt diesmal natürlich noch ſchneller und dringender geboten als einige Jahre früher aus dem Hauſe der „knechteinſpannenden“ Baronin. Aber merkwürdigerweiſe läßt hier der inſultirte Hausherr es nicht zu, indem er die Auszahlung des Lohnes verweigert, und Agnes iſt ohne Reiſemittel.

Da erzwingt ſie ihr Recht durch eine ſeltſame, energievolle Art der Auflehnung. Sie hat das nämliche Verfahren ſpäter einer weit ſtärkeren Gewalt gegenüber angewendet.

Sie nimmt einfach keinen Biſſen Nahrung zu ſich. Die renitente Brodherrſchaft wird zuerſt verblüfft, dann ängſtlich, dann am zweiten oder dritten Tage nachgiebig. Es ſcheint dieſer ſtählernen Deutſchen gegenüber keinen ſie zwingenden Willen zu geben.

Agnes erhält nunmehr in Warſchau eine Stelle bei geborenen Deutſchen, wo ſie ſich verhältnißmäßig wohl fühlt. Aber als ſie mit der Handelsfamilie eine Sommerreiſe in die deutſche Heimat antritt, wird ſie von der Liebe zum Vaterlande überwältigt.

„In Kolberg war's,“ erzählte ſie, „wo ich täglich heimlich in den Wald lief und mich weinend an die Erde warf und mit den Händen den Mutterboden liebkoſte.“ —

Die Sehnsucht nach ihrem Volk war in der Fremde so heiß geworden, daß sie sich bis auf die gleichgiltige Scholle ausdehnte, die dieses Volkes Fuß berührte.

Agnes scheidet aus ihrer Stellung und siedelt nach Berlin über, in das Haus ihres jüngsten und liebsten Bruders.

Er hat einen anderen Entwickelungsgang durchgemacht als bisher die Schwester. Beim Tode des Vaters ist er zwölf Jahr alt gewesen und damals als kleiner Hilfsarbeiter in die schlesische „Königshütte" eingetreten. Er hat das ganze Martyrium des Proletariers kennen gelernt und ist infolge dessen überzeugungstreuer Sozialdemokrat geworden. In Berlin lebt er Eingangs der Siebziger Jahre als Bücher-Kolporteur.

Agnes ist von den neuen Anschauungen, welche ihr in der Familie des Bruders entgegentreten, zuerst befremdet. In die Tiefe der sozialistischen Weltanschauung dringt ihr Verstand trotz seiner Schärfe nur allmälig ein, denn es ist der Verstand einer philosophischen Natur, die nicht hastig im Bewundern und Lieben verfährt. Die alte Gesellschaft sorgt freilich dafür, ihr den Uebergang zu erleichtern.

So erlebt sie unter Anderem im Hause des Bruders, des Mißliebigen, allerlei merkwürdige Behelligungen durch die Polizei. Von einer derselben hat sie oft in launigster Weise erzählt.

Einige Monate hatte sie sich im neuen Wohnort aufgehalten, als eines Morgens ein Schutzmann erschien und sie auf Grund seiner Amtswürde befragte, ob ihre beiden Kinder schon geimpft seien. Schreck und Staunen im friedlichen Haushalt des Kolporteurs. — Agnes erfährt zum ersten Mal, daß in ihren Akten zwei kleine Mädchen, Bertha und Minna, als ihr zugehörig bezeichnet sind. Trotzdem sie energisch das Dasein der

beiden Unschuldigen bestreitet, erscheint der Schutzmann wiederholt mit amtlicher Anfrage nach Bertha und Minna Wabnitz, wird die angebliche Mutter endlich auf das Haupt-Polizei-Amt befohlen. Und hier ertheilt sie mit ihrer gewohnten Energie der Behörde folgenden Bescheid:

„Ich stehe nicht auf dem Standpunkt, Kinder in die Welt zu setzen, welche keinen Ernährer haben. Wäre es jedoch der Fall, so würde keine Furcht vor Bürgerthum und Polizei mich abhalten, meine Kinder an meinem Herzen aufzuziehen. Ich ersuche darum, mir die Minna und Bertha, die ich ohne mein Wissen geboren habe, zu übergeben; ich werde meine Pflichten gegen sie auf's Liebevollste zu erfüllen suchen."

Ihrem Verlangen nachzukommen, muß wohl unmöglich gewesen sein. Sie wurde auf dem Büreau entlassen — weitere Anfragen unterblieben, aber man hat es niemals der Mühe werth gehalten, die Gekränkte über den räthselhaften Vorgang aufzuklären, der zwei nicht existirende Wesen in korrekte preußische Amtsakten geschmuggelt hat.

Sie pflegte später, wie schon bemerkt, humoristisch davon zu erzählen. Aber ihr sittliches Empfinden — es war ein fast überzartes — muß trotzdem viel dabei ausgehalten haben. Ließ sie mich doch am Vorabend ihres Todes durch die gemeinschaftliche Freundin M. bitten, sie gelegentlich vor der Oeffentlichkeit ganz von jenem „Makel" zu reinigen, von dem vielleicht Spuren an ihrem Ruf geblieben seien. —

Ihre moralische Empfindlichkeit verschaffte ihr bald darauf eine zweite seltsame Erfahrung bei der Berliner Polizei.

Eines Abends macht ein Student ihr auf der Straße einen cynischen Antrag. Schnell entschlossen,

läßt ſie ihn arretiren. Auf der Wache behauptet der junge Gentleman kühn, die Dame habe ihn zuerſt angeſprochen. Verwundert und faſſungslos ſteht ſie da — denn ſie gewahrt, daß die Polizei ohne Weiteres dem Mann mehr Glauben ſchenkt als dem Mädchen. „Wie heißt du?“ wird ſie vom Schutzmann gefragt. „Wie heißen Sie?“ In dieſer Gegenfrage an den Beamten bricht ſich ihre Entrüſtung Bahn. Ihr Name wird amtlich feſtgeſtellt, derjenige ihres Angreifers nicht. Am nächſten Morgen wird die Vertheidigerin ihrer Ehre nochmals auf das Polizei-Büreau citirt, um ihren unerhörten Schritt zu Protokoll zu geben.

In einem Lande, wo das Weib viel häufiger militäriſch als ritterlich behandelt wird — von ſeinen Verehrern wie von ſeinen Gewalthabern — war das Auftreten eines Genies nothwendig um der Frau Recht zu verſchaffen. Bebel's Buch über die „Frau, ihre Stellung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ erſchien, und es hat folgerichtig weit ſtärker gewirkt als Stuart Mill's „Hörigkeit der Frau“ in England. Wenn die Damen der beſitzenden Stände, wenn die reichgeſchmückten, gutgenährten Sklavinnen wüßten, eine wie viel höhere Stellung häufig die deutſche Sozialdemokratin dem Gatten gegenüber einnimmt — wie unwandelbar ſeine liebevolle Rückſicht bleibt, auch wenn Jugend und Schönheit ſchwinden! Und dieſelbe menſchliche Vollberechtigung wird von ihm und ſeinen Genoſſen dem alleinſtehenden Mädchen gewährt.

Unſere Freundin hat bereits, ehe Bebel's Buch ſeine große Wirkung zu üben begann, zur Selbſthilfe gegriffen. Sie folgte damit nur ihrem eigenen ſcharfgeſchulten Verſtande, der mit jeder ihm aufſtoßenden Anmaßung ſchnell fertig zu werden ſuchte. Aber dieſer mächtige Verſtand zog auch aus dem Erlebten ſeine Schlußfolgerungen und

begann eine Geſellſchaftsordnung zu bezweifeln, welche einer Hälfte der ihr Unterſtellten die einfachſten Ehrenrechte verſagt. Die Leidensſchule, welche der jüngere Bruder durchgemacht hatte, erſchien ihr jetzt nicht mehr als zufällig, ſondern im Zuſammenhange mit dem gemeinſamen Weh aller Unterdrückten.

Und endlich trat die ergreifendſte Wendung in ihrem Denken ein, als der geliebte Bruder, der nach Hamburg übergeſiedelt war, durch die Maßnahmen des einſt von ihr verehrten großen Staatsmannes auf's Schmerzlichſte getroffen wurde.

In ihrem Zimmer hing ein liebliches Kinderbildniß, und unter demſelben las ich die kurzen Worte: „Unſer Käthchen, ein Opfer des Ausnahmegeſetzes.“

Der allezeit menſchenfreundliche Wabnitz hatte Ausgewieſene bei ſich aufgenommen, hatte auch einer Familie, deren Kind diphtheritiskrank war, die Gaſtlichkeit nicht verſagt — und ſein eigenes Töchterchen erlag der Anſteckung. Die tiefgebeugten Angehörigen empfanden dieſen Schlag ſchwerer, als den zweiten unmittelbar ihm folgenden: die eigene Ausweiſung.

Die Schweſter in Berlin aber hat in jenen Tagen ſich voll und ganz der verfehmten Partei zugewandt, hat ſeitdem all' das Märtyrerthum, deſſen Symbol das einige Roth iſt, getragen wie keine Zweite in Deutſchland. Aus dem Urgrund unſeres Seins, aus der Liebe, loderte der mächtige Strahl empor, der die allmälig erwachſene Erkenntniß zur plötzlichen Reife brachte.

An der Nähmaſchine war ſie, ſeit ſie im Hauſe des Bruders lebte, beſchäftigt geweſen. Von der Nähmaſchine weg eilte ſie auf die Tribüne und begann dort mit einer Gewalt zu ſprechen, welche die alte religiöſe Myſtik als eine „vom Geiſt getriebene“ bezeichnen würde.

Nicht, daß es Anfangs ganz ohne Fehlſchlag ab-

ging. „Das erſte Mal wurde ich heruntergeziſcht," erzählte ſie mir lachend, „das war bei der Sedanfeier im Jahre 1880.

„Und was hatten Sie geſagt?" fragte ich.

Sie legte nachſinnend die Hand an die Stirn.

„Ich ſagte unter Anderem in der Einleitung: „Es kann der deutſchen Mutter ebenſowenig gleichgiltig wie der franzöſiſchen ſein, wenn ihr Sohn auf dem Schlachtfelde verbluten muß."

„„Und dieſer Worte wegen ziſchte man?""

„O nein, das fanden die Leute wohl ſchön — aber ich machte zu lange Pauſen zwiſchen den Sätzen, war befangen und mußte ſchließlich vom Podium herunter." —

Arme, damals verurtheilte Sprecherin! Das ahnteſt Du nicht, daß vierzehn Jahre ſpäter, wieder am Sedantage, ein hervorragender Reichstagsredner an Deiner Gruft Dir als der unvergleichlichen Rednerin huldigen ſollte, während hoch in die durchſonnte Friedhofsluft hinauf tauſendfach das rothe Band und der grüne Lorbeer flatterten, ein Denkzeichen an unvergeßliche Worte, die Du während dieſer vierzehn Jahre geſprochen.

Aber ſie hat ſich damals nicht entmuthigen laſſen. „Ich habe gewollt — ich habe gemußt — und bin wieder auf die Tribüne geſtiegen."

Ihr zweiter Vortrag über Nordau's „konventionelle Lügen", über ein Buch, das der Sozialdemokratie in Manchem entgegenkam und deſſen Inhalt ſie als ſcharfſinnige Leſerin gut in ſich zu verarbeiten gewußt hatte, fand bereits warme Aufnahme.

Und dann hielt ſie ihre dritte Rede über die „Königs- und Gottes-Idee" und entfeſſelte damit den erſten Begeiſterungsſturm in ihrer Hörerſchaft. — Zum erſten Mal enthüllte ſich hier ihre volle wiſſenſchaftliche Kraft, die der harte Lebenserwerb durch mechaniſche Arbeit

nicht zu schädigen vermocht hatte. Sie hatte während all dieser Jahre nur einen Lehrmeister gehabt, in dessen Schriften sie sich allnächtlich vertieft hatte — aber es war ein großer Meister, es war der Vater der geistigen Revolution Deutschlands — es war Feuerbach gewesen.

„Haben Sie aus ihren ersten Vorträgen nichts Schriftliches? Nicht ein paar Notizen?“ fragte ich im Frühjahr, als ich von ihren Sterbegedanken noch nichts ahnte.“ —

„Ich glaube kaum,“ antwortete sie sorglos und unbefangen. „Warum auch? Wenn solche Worte bei den Hörern gute Anregungen wirken, so ist ihr Zweck auf immer erfüllt.“

„Schon wieder so stolz-bescheiden!“ rief ich ihr lächelnd zu. Ueber alles war sie Auskunft zu geben bereit, nur nicht über ihre eigenen Triumphe.

Mit ihren ersten Reden hatte sie sich an die philosophische Seite der neuen Weltanschauung gelehnt, in der vierten, „Die Frauen in der Industrie“ bewies sie, daß sie die sozial-ökonomische voll und ganz erfaßt hatte.

Und mit wundergleicher Schnelle haben ihre Schülerinnen, Freundinnen und Nachfolgerinnen die neue Wirthschaftslehre bis in die kleinste Ausführung hinein begriffen. Als eine Berufsgenossin der Wabnitz mir das wunderschöne Bild des alten Marx in der Arbeiter-Bildungsschule zeigte, fragte sie dabei leise: „Steht auf seinem Antlitz nicht geschrieben: Friede auf Erden?“ Ich sah sie überrascht an und gewahrte schon in ihrem Blick, was mir gleich darauf in ihren weiteren Worten deutlich wurde; sie sprach nicht etwa einen Stimmungsgedanken aus, sie hatte die Marx'sche Theorie besser begriffen, als es die ökonomischen Gelehrten der alten Gesellschaft zu vermögen scheinen.

Welch' ein Beweis für die angeborene Begabung der Frauen! Auf dem Gebiet, das ſie im Kleinen von Jugend an begreifen müſſen, auf dem wirthſchaftlichen, verſtehen ſie, ſobald es Noth thut, das Größeſte und Tiefſte. Und ihr Männer der alten Geſellſchaft werft ihnen ſpottend ihre minderwerthigen Leiſtungen in Kunſt und Wiſſenſchaft vor, zu denen ſie ungenügend, meiſt in Mußeſtunden, oft entgegen dem Willen der Familie und dem Gebot von hundert täglichen Pflichten, vorbereitet ſind!

Die „Garnbeſteuerung" war das Thema der erſten volkswirthſchaftlichen Rede der Wabnitz. Energiſch lehnte ſie ſich dagegen auf, daß das Nähmaterial ſammt der Holzrolle nach dem Gewicht beſteuert werden ſollte. „So zieht man ja Vortheil aus dem Fleiß der armen Arbeiterin," rief ſie und rief es nach dem Bericht von Zeugen in jenem waffenſcharfen Ton, über den nur wenige Parlamentsredner verfügen, den ſie ſpäter oft anwandte und der von den Gegnern „aufreizend" genannt wurde.

Bei dieſer Gelegenheit empfahl ſie, nur in halbhumoriſtiſcher Weiſe — denn ernſt genug faßte ſie das Schwergewicht aller Laſten des alleinſtehenden Mädchens auf — den Vorſchlag zu einer Junggeſellen-Steuer. Grund genug für die anweſenden, meiſt jugendlichen Gegner, von dieſer Stunde an einen billigen Spott gegen ſie zu üben. Und dieſer Spott wurde künſtlich und frech weiter genährt. Der Arbeiter ſah ihr verwundert zu, dem, deſſen Zeit knapp bemeſſen iſt, erſcheint nur das thatſächlich Komiſche lächerlich. Was aber war denn an dieſem Mädchen lächerlich, das mit ſiegreicher Kraft innerhalb weniger Jahre in Deutſchland Unerhörtes für ihr gedrücktes Geſchlecht leiſtete? Das zahlreiche Arbeiterinnen-Vereine gründete, um von den Schutzloſen die ſchlimmſte Noth und ihre Tochter, die Schande, abzu-

wehren? Mehr noch: das in den Gewerkſchaften redend für die Männer kämpfte, als Schaaren der letzteren unter dem Druck des Sozialiſten-Geſetzes bangend zuſammenbrachen? —

Jene, die ihren Hohn gegen die heilige Erſcheinung richteten, ſtanden, ohne es zugeben zu wollen, unter dem Einfluß des Jahrzehnts, das ſie wirthſchaftlich verurtheilten; unter dem Einfluß des ſiebenten Jahrzehnts, wo die „Geſellſchaft" ſich in einem künſtlichen Lebensübermuth gefiel, der dem deutſchen Charakter ſchlecht ſtand, mit dem er dem beſiegten Feind nachäffen wollte. Es war die furchtbarſte Rache, die Frankreich an uns nehmen konnte. In jener Zeit wurden ernſte, ſchwere Charaktere mit Vorliebe humoriſtiſch aufgefaßt, in jener Zeit ereignete ſich das Merkwürdige, daß Eichen auf deutſchem Boden nicht durchdringen konnten. Jetzt aber rückt ein ganzer Eichenwald heran, drohend wie der ſchottiſche Wald gegen den Verbrecher Macbeth. —

Die Männer aus der alten Welt nannten die Wabnitz unſchön. Aber ihre hagere Geſtalt war nicht unſymmetriſch gebaut, die Linien ihres ſchmalen Antlitzes erſchienen nicht unregelmäßig, und ich war nicht im Mindeſten erſtaunt, als ſie mir eines Tages ein wenig ſchüchtern und wie auf Anzweiflung ihres Wortes gefaßt mittheilte, daß ſie eine Schweſter von blendender Schönheit habe. Was ſie jenen Männern reizlos erſcheinen ließ, war wohl das Herbkeuſche, der Mangel jeder Koketterie, kurz, eben das „Reizloſe" ihrer Erſcheinung. Denn machen wir's uns nur rückſichtslos deutlich, wir Damen aus der Bourgeoiſie: was in der „Geſellſchaft" den Schönheitspreis davon trägt, iſt auf nicht ungefälligen Geſichtszügen die ſinnliche Heiterkeit, das verſteckt Begehrliche. Davon hatte ſie nichts. Aber kein Proletarier hat ſie darum häßlich genannt. Und er würde verwundert ſein, wenn er die

ganze Fülle von Demüthigungen und von Quälereien kennen würde, denen die reizloſe Dame in der „gebildeten“ Geſellſchaft ausgeſetzt iſt. Auch er hat Wohlgefallen an ſinnlicher Schönheit. Aber beugen wird er ſich nur einer einzigen Macht gegenüber, dem Geiſt, gleichgiltig, ob er ihm im Mann oder Weib entgegentritt, und, klüger als die meiſten Philoſophen, verſteht er unter „Geiſt“ ſtets eine gleichmäßige Fülle von Intelligenz und Güte.

Darum ging die Wabnitz, von der allgemeinen Liebe getragen, durch's Leben, ſobald ſie einzig vom „Volk“ umgeben war.

Nicht nur bei ihrem eigenen „Volk“, nicht nur bei der Partei. Ihr Hauswirth war's, der mir einſt erzählte: „Sie kann ſich unter Geſindel, unter Strolche, unter Raubmörder wagen — ſobald ihr Name genannt wird, zieht jeder vor ihr den Hut und keiner thut ihr ein Leid!“

Die Gegner warfen ihr ferner eine zu große Erregtheit vor. Aber es war eine Erregtheit gegen alles Unrechte und Ungerechte, die niemals bis zur Wildheit ging, eine ernſte Erregtheit, wie etwa Freiligrath ſie einſt an ſeinem Freund und Mitkämpfer bewunderte, nachdem ſie ihn zuerſt befremdet hatte:

„Bis ich Alles wußte — — —
Bis ich Deinen ganzen Haß
Schweigend ehren mußte!“

Als ich einmal dieſe Worte ihr gegenüber citirte, drückte ſie mir feſt die Hand und ſah mich mit einem Blicke an, einem ſo wahrhaftigen und liebevollen, daß er den Reſt meines Lebens mir nicht aus der Erinnerung kommen wird.

Die Gegner pflegten auch in jener Zeit, wo ſie ihre Reden hörten, Anſtoß an einzelnen Satzwendungen zu

nehmen, die ſie barock nannten und vom Standpunkt jeder Partei aus übertrieben finden wollten.

Ich habe während der letzten ſechs Monate ihres Lebens, während welcher es mir vergönnt war, ſie zu kennen, nichts davon bemerkt, vielmehr ſtets die Trefſſicherheit ihrer Ausdrucksweiſe bewundert. Wäre es jedoch in früheren Jahren der Fall geweſen — nun, frage ich, hat einer der zur Kritik mühelos mit Kenntniſſen ausgerüſteten Männer ſich jemals überlegt, mit welcher Schwierigkeit ein alleinſtehendes Mädchen ſich die Fertigkeit erwirbt, ſeine Gedanken der Oeffentlichkeit mitzutheilen?

Mit einer Schwierigkeit, die um ſo größer wird, je ehrbarer, je zurückgezogener vom anregenden Verkehr mit Männern es lebt? Da iſt nichts vom Zuſtrömen der Gedanken und Kenntniſſe aus der Atmoſphäre des Tages, das dem Manne, der ſich unter ſeines Gleichen bewegt, jede geiſtige Thätigkeit erleichtert. Da iſt nichts als mühevolles Arbeiten und Ringen um das höchſte Gut: die richtige Erkenntniß aller Dinge; da wechſelt nur der Bienenfleiß mit dem heroiſchen Ungeſtüm, das den ſchwerſten neuen Bildungsſtoff um jeden Preis ſich aneignen will.

Wenn die Frucht ſolchen Mühens, der fertige eigene Gedanke, ab und zu in wunderlicher Form auftritt — — ſo iſt das eben gar nicht zum Verwundern. Ein gelehrter Mann, bei ſeiner geringeren Anpaſſungsfähigkeit, würde in ſolchem Fall weit Barockeres zu Tage fördern.

Hat ſie alſo wirklich in ihren früheren Reden zuweilen Wendungen gebraucht, die in ihrer Kühnheit von der üblichen Weiſe der Vorſichtigen abwichen — nun, ſo bin ich gewiß, daß dieſe kleinen Fehler, die ſie ſchuldlos beging, auch das traurigſte Schickſal ihres Lebens herbeigeführt haben: die Gefängnißſtrafen, die ſie ſchließlich in den Tod trieben.

Denn der Kern ihrer Reden kann ſtets nur aus der Eigenſchaft erwachſen ſein, die ich im täglichen Leben an ihr bewunderte: aus der Beſonnenheit. Die Wabnitz ein übertriebenes Urtheil über irgend eine Erſcheinung fällen? Der Gedanke macht mich noch heute wehmüthig lächeln. Und ſo, wie ich ihren Charakter kennen lernte, ſo war er — nach der Beſtätigung glaubhafter Zeugen — auch ſchon vor Jahren geweſen. Nichts als ihr Lebensmuth iſt durch die unheilvolle Gefängnißhaft gebrochen wurden.

„Wie kann man eine Majeſtätsbeleidigung begehen?“ ſagte ſie mir einmal. „Wie darf ich ein Urtheil über die Eigenſchaften einer Perſönlichkeit fällen, die ich ſelbſt niemals geſprochen habe?“

Die Reife ihres Denkens iſt am beſten durch dies Wort bewieſen, mit dem ſie allerdings nur jene rohen Aeußerungen meinte, welche, wie die Kriminalſtatiſtik beſtätigen muß, höchſt ſelten von Sozialdemokraten gebraucht werden, nicht jene Beleidigungen des Monarchen, welche juriſtiſche Feinfühligkeit in jeder Kritik ſeiner Handlungen findet.

Was ich an jenem Abend, wo ich ſie in der Arbeiterbildungsſchule ſah, über ſie empfunden hatte, beſtätigte ſich ſpäter vollauf. Ich habe niemals einen zur rohen Gewalt hinneigenden Charakterzug an ihr entdeckt. Sie ſtand in Reih und Glied der reinen Sozialdemokratie. Von allen Widmungen, die golden auf ihrem Grabhügel ſchimmerten, huldigte diejenige der Genoſſinnen aus der Marienburgerſtraße am ſchönſten dieſer Feſtigkeit:

„So treu wie Du hat Keine
Beim alten Banner ausgeharrt —“

Beim Banner von Eiſenach, das im Jahre 1875 die Bataillone des todten Laſſalle mit der Heerſchaar Liebknechts und Bebels einte.

Und weiter ſagte jener Todtenſpruch mit Recht:

„Du warſt allein!“

Verein Gewerkschaftshaus Cöln

Denn sie gehörte keineswegs zu jenen strebenden Geistern, häufig genug in der Bourgeoisie, die sich an fertige Größen klammern, um „emporzukommen“. Sie folgte aufmerksam jedem öffentlichen Wort der deutschen Parteiführer, aber fast niemals suchte sie die Persönlichkeiten selber auf. —

So war sie allein — so nahm sie alle Konsequenzen ihres politischen Auftretens muthig, ohne Rath zu verlangen, auf sich — so mußte sich ihr Schicksal erfüllen.

Im schönen Frankfurt a. M., in der alten Metropole der Bourgeoisie, erlitt sie im Jahre 1891 die erste, achttägige Freiheitsstrafe. Sie hatte dort während des großen Buchdruckerstreiks gesprochen und sich eine Anklage wegen Aufreizung zugezogen. Was sie mir über die Art ihrer Internirung erzählte, hat mich mit grenzenlosem Staunen erfüllt. Ich gebe es nach einigen Notizen, die ich beim Hören machte, wörtlich wieder.

„Ich hatte unter Anderem in der inkriminirten Rede bemerkt: Die kapitalistische Produktionsweise wüthet ärger als Löwen und Hyänen, denn sie verschlingt ihre eigenen Kinder. Merkwürdigerweise schien man mich mit meiner Allegorie des Kapitals zu verwechseln. Denn ich wurde im Untersuchungsgefängniß in einen Käfig gesperrt.“ —

„Wie?“ ich fuhr von meinem Platze auf. Sprach sie zum ersten Mal im Leben eine Unwahrheit? Aber ihr Blick war so fest, so glaubwürdig wie immer, als sie auf meine detaillirten Fragen mir drei- bis vier Mal unabänderlich dieselbe Auskunft ertheilte:

— „Es war ein vergitterter Raum innerhalb eines gewöhnlichen Zimmers, ein Meter breit, anderthalb Meter lang, in dem ich auf meinem Holzstuhl ruhig einige Stunden verharrte. Nach dieser Zeit kam der Polizei-Präsident selber und fragte mich, wie es mir gefiele.

„O — recht gut", antwortete ich langſam. Darauf erhielt ich die für Gefangene übliche Zelle."

Seltſamer Humor einer Behörde!

Und die Erzählerin war nicht geiſteskrank — einige Tage zuvor hatte das Zeugniß vorzüglicher Aerzte es feſtgeſtellt, und ich war vor und nach jenem Bericht ſtundenlang mit ihr zuſammen und freute mich gerade an dieſem Tage über die ruhige Klarheit ihres Urtheilens.

Möglich, daß ein ſo merkwürdiges Verfahren erſt gegen ſie eingeleitet wurde, nachdem ſie zum erſten Mal die Nahrungsaufnahme verweigert hatte. Seinen Zweck hat es, wie bekannt iſt, nicht erreicht, wohl aber mußte der gräßliche Eindruck, den es auf ſie machte, viel zu der Seelenqual beitragen, von der ſie ſpäter bei jedem Gedanken an Einkerkerung erfaßt wurde.

Im Ganzen hat ſie, nach ihrer Ausſage, vier Freiheits-Strafen, insgeſammt elf Monate verbüßt.

Die letzte Gerichtsverhandlung gegen ſie fand unter Ausſchluß der Oeffentlichkeit ſtatt. Die Angeklagte hatte, um der Partei Koſten zu ſparen, keinen Vertheidiger genommen. Und mein Gewiſſen zwingt mich niederzuſchreiben, was ſie, wieder mit ruhigem Wahrheitsblick, mir über jene Verhandlung ſagte: „Es war ein . . . . gericht. Ich wußte nicht recht, wofür ich verurtheilt wurde. Die Anklage lautete auf Majeſtätsbeleidigung; verhandelt wurde gegen mich wegen Religionsläſterung, das Urtheil erfolgte wegen — nein, gelegentlich der Erwähnung einer Bismarck-Beleidigung. Als ich bei dieſer proteſtiren wollte, winkte der Vorſitzende mit der Hand, die Richter gingen in's Berathungszimmer und kehrten zurück, um das Urtheil: „Zehn Monat Gefängniß" zu verkünden."

Eine rohe Majeſtätsbeleidigung zu begehen, war thatſächlich ihrem Charakter unmöglich. Der Staatsanwalt ließ die Anklage fallen, nachdem erwieſen war,

daß ihr inkriminirtes Wort faſt das Gegentheil eines ſolchen Vergehens geweſen. Denn ſie hatte geſagt: „In den Bordellen hängen die Bilder des Kaiſers und der Kaiſerin — unter der Maske des Patriotismus wird dort Unzucht getrieben.“ „In einer ſolchen Bordellkneipe,“ fügte ſie für mich hinzu, „habe ich die akademiſche Jugend des Reichs mit den Kellnerinnen den Choral: „ich bete an die Macht der Liebe“, abplärren hören, während unſere Jungen aus dem Volk, einer auf die Schultern des anderen kletternd, durch's Fenſter hineinguckten.“

Ihre Verurtheilung fand augenſcheinlich einiger „Religionsvergehen“ halber ſtatt. Es waren drei energiſche Redewendungen geweſen, von denen zwei angeführte Citate waren. Die dritte war eben nur in weiblicher Ahnungsloſigkeit von ihr gebraucht worden.

Jeder innerlich frivole Spott lag der ernſten Freigemeindlerin fern.

Und nun erfolgte ein Unerhörtes. Sie wurde, obwohl ſie Berufung einlegen wollte, ſofort in's Gefängniß abgeführt, „Fluchtverdachts halber“.

Die Geſchichte ihrer Haft vom 16. Juni bis zum 18. Dezember 1892 iſt durch die Preſſe überall bekannt geworden: ihre Weigerung, Nahrung zu ſich zu nehmen, ihre Ueberführung nach der Charitee, wo eine für ſie qualvolle Ernährung mittelſt Gummiſchlauch begann, ihre zwangsweiſe Ueberſiedelung nach dem Dalldorfer Irrenhauſe, als die Unterſuchung aufgehoben war, endlich ihr phyſiſches Zuſammenbrechen und ihr Transport nach dem Krankenhauſe am Friedrichshain. Hier hat ſie glückliche Tage verlebt, wie ſie mit freundlich glänzenden Augen erzählte — — der letzte Blick der Sterbenden an der Friedhofshecke der Märzgräber iſt auf das Aſyl gerichtet geweſen, wo Aerzte und Pflegerinnen ihr nur Gutes erwieſen hatten.

Als ſie geneſen und in Freiheit war, ſchien ſie ſchweigſamer geworden in der Oeffentlichkeit, wie daheim. Raſtlos begannen nun ihre Finger wieder zu arbeiten — erſt allmälig kehrte ſie zu den lieben Verſammlungs- und Berathungsſälen des Volks zurück.

Aber neue Qualen begannen für ſie — — die Staatsanwaltſchaft ſtellte den Antrag, ſie zu entmündigen. „Alles — nur das nicht," ſagte ſie mit angſtvollem Auge zu mir und einer Freundin. „Wenn man mir die ganze Welt zum Gefängniß machen will, dann ſterbe ich den freiwilligen Tod." Wie jubelten wir mit ihr, als eines Abends während unſerer Anweſenheit die Aufhebung des Entmündigungsverfahrens eintraf — die Aerzte hatten nach der Konferenz mit ihr keinerlei Anlaß gefunden, ſie der Nahrungsverweigerung halber, auf der ſie als Gefangene beſtanden hatte, für irrſinnig zu erklären.

Eine kurze Zeit freudiger Erhebung kam jetzt für die Gebeugte, Geängſtete. Sie trat wieder mit größeren Reden vor die Oeffentlichkeit. In jener Zeit beſuchte ſie noch einige Male die ihr liebe ethiſche Geſellſchaft, die Vereinigung ſozialiſtiſcher Kleinbürger mit Proletariern. Hier lernte ich ſie an einem noch frohen Abend von einer neuen Seite kennen: von der künſtleriſchen. Aus den Großen und Kleinen, Alten und Jungen der verſammelten Geſellſchaft ſtellte ſie reizende lebende Bilder — nach ihrer eigenen Phantaſie.

Auffallend war es, daß ſie die Allegorie des „Frühlings", durch eine entzückende Kindergruppe dargeſtellt, von ſchwermüthiger Muſik begleiten ließ. In dem Bilde „Die Noth" wirkte ſie ſelbſt mit: ein armes, zerlumptes Weib, unter der Laſt auf dem Rücken zuſammenbrechend.

Einige Wochen darauf kam der ſchwerſte Schickſalsſchlag. Da der Entmündigungsantrag abgelehnt war,

erhielt ſie Befehl, ihre zehnmonatliche Haft anzutreten. Das halbe Jahr, das ſie als Gefangene in Irrenanſtalten zugebracht, wurde ihr nicht angerechnet. —

Aber ſich ihrer Lebensaufgabe unterordnend, raffte ſie ſich noch zu drei großartigen Vorträgen auf, über: „Die Thätigkeit des Hirns und die fünf Sinne“ — über „Die Idee der Freiheit“ und endlich über „Die wirthſchaftliche Lage des arbeitenden Volkes“. Ihr Schlußwort in der Gewerkſchaft der Inſtrumentenmacher war:

„Von den Juden kommt die Freiheit. Glaubt Ihr, wenn der Israelit mühſam mit alten Kleidungsſtücken handeln geht, daß er's aus unbezwinglicher Geldgier thut? Nein, er will ſich nicht in die Knechtſchaft des Lohnes begeben, die für ihn, den Paria, noch etwas grauſamer iſt, als für uns Andere. In der jüdiſchen Waiſenanſtalt wird kein Mädchen für den Hausdienſt, dieſe ſchlimmſte Ausſaugung des Proletariats, erzogen. — Nur ein Volk, das in all ſeinen Schichten die perſönliche Freiheit über Alles liebte, konnte auch den erhabenen Lehrer der Gleichheit, Chriſtus, konnte noch achtzehn Jahrhunderte ſpäter die neuen Verkünder der Brüderlichkeit — Marx und Laſſalle — erzeugen.“ — — —

Eigenthümlich — wie ſie dies letzte große Wort ihres Lebens ſprach, ſchien ſie wieder emporzuwachſen wie an jenem Abend, wo ich ſie zum erſten Mal ſah und ihren mächtigen Gedanken über die moraliſche Kraft vernahm — leuchteten wieder wie damals ihre Augen im Seherglanz.

— — — — — — — — — — — — — —

Und wieder ereignete ſich das Nämliche in mir: das Verſtändniß für ein gewaltiges Denken, von deſſen Grunde ſich der Ausſpruch nur abgelöſt, überkam mich. Solche Macht, Verſchwiegenes im Hirn des Hörers oder Leſers ſich von ſelbſt erzeugen zu laſſen, iſt in jeder Generation

nur wenigen Menſchen und Büchern vorbehalten. Agnes Wabnitz beſaß dieſen höchſten Grad der Genialität.

Ich begriff: wie der Jude zum Dienen unluſtig und unfähig iſt, ſo iſt er es auch zum Herrſchen. Der Mangel der dazu nöthigen Eigenſchaften iſt es, der ihn dem brutalen Spott der halbkultivirten heutigen Geſellſchaft ausſetzt. Aber dieſer Mangel iſt ſein ſchönſtes menſchliches Verdienſt. Dieſer Mangel hat ihm die geheimnißvolle Anziehungskraft, die er von jeher auf tiefere Naturen ausübte, verliehen.

Dieſer Mangel endlich hat ſeine Nervenkraft erhalten durch die Jahrtauſende und ihn andere Völker überleben laſſen. Sobald es auf Erden keine Ueber- und Unterordnung mehr giebt, wird Ahasver auf immer untertauchen in der neuen, ſchönen Menſchheit.

Das letzte Wort der Wabnitz, an die kleine Gewerkſchaft gerichtet, iſt ihr Teſtament für alle Genoſſen Deutſchlands — aber es ſoll auch über dieſe hinausdringen, hinauf in die chriſtlichen Kapitaliſtenkreiſe, die auf den großen kranken Denker ſchwören, der vor ſeinem Zuſammenbruch den verderblichen und unwahren Gedanken in die Welt ſchleuderte: „Der Jude iſt der geborene Sklave, und die ſtolze blonde Beſtie iſt zum Herrſchen geboren.“ Von allen Völkern Europas theilt der Deutſche am eheſten mit dem Juden die Unfähigkeit zum Herrſchen und Dienen. —

Die jenes gerechte Vermächtniß hinterließ, war ein echt germaniſcher Charakter, war eine Eichennatur. Aber ihr ſtand reicheres ſtatiſtiſches Material zu Gebote als irgend einem Antiſemitenführer. Zu ihr waren jahrelang die Lohnſklavinnen gekommen und hatten ihr Leid vor dem treueſten Herzen ausgeſchüttet.

Wäre der Juden Antheil an der Verſchuldung, welche die Großinduſtrie an Hunger und Schande der

Frauen trägt, ein unverhältnißmäßig großer — die Wahrheitsliebende hätte es vor ihrem Ende nicht verschwiegen. So aber bebte ihre Seele in den letzten Lebenstagen vielleicht bei dem Gedanken: es war auch nur ein Verbrechen der kapitaliſtiſchen Produktionsweiſe, daß ſie mit Hilfe einer unbarmherzigen Geſellſchaftsordnung den geborenen Altruiſten, den Juden, zwang, ein erfolgreicher Ausbeuter zu werden.

Bevor die Wabnitz zum letzten Mal die Tribüne beſtieg, hatte ſie uns Freundinnen in leichtem Ton mitgetheilt: „Meine paar Möbel ſind verkauft — ich halte mich noch ein paar Tage bei der lieben Vorſitzenden unſeres Frauenbildungsvereins auf und muß am Dienſtag meine Haft antreten.“

„Am 28. Auguſt, am Tage wo Laſſalle fiel und Göthe geboren wurde“ — hatte ich erwidert. —

„Ein großer Tag“, ſagte ſie langſam, und in ihrem Auge tauchte dabei etwas Räthſelhaftes auf.

Von nun an verbrachten wir Alle, die wir ſie liebten, die Stunden in namenloſer Angſt. Es verlautete, daß ſie ſchon vor Wochen ihr Sterbehemd genäht hatte.

Die Haft mit der qualvollen Zwangsernährung bedeutete für die phyſiſch Erſchöpfte ſicheren, langſamen Tod. Sie war in der Phyſiologie bewandert genug, um es zu wiſſen. Aber ſie ſchwieg darüber. Wir ahnten, was ſie thun würde, aber doch wagten wir's nicht auszudenken.

„Anfang Oktober erſcheint Ihre Biographie“, ſagte ich zu ihr. Sie ſah mich lange und freundlich an, dann gab ſie mir noch einige Notizen.

Schon vor Monaten hatte ich mich mit dem Gedanken getragen, das Lebensbild der vielfach Verkannten für die Oeffentlichkeit zu zeichnen. Es unterblieb, weil mir mitgetheilt worden war, daß die Genoſſen es nicht

gern ſehen würden. Es iſt ein ſchönes Geſinnungszeichen der Sozialdemokraten, daß ſie den Kultus lebender Perſönlichkeiten nicht lieben. Aber das grauſame Geſchick, dem ſie entgegenging, hob ſie ja jetzt aus der Reihe der Lebendigen heraus.

„Darf ich Ihnen die gedruckte Arbeit in's Gefängniß ſchicken?“ fragte ich. „Wenn ich noch lebe“, antwortete ſie und in ſo freundlichem, heiterem Ton, daß er mich mehr beruhigte als erſchreckte.

Es war nichts als ihr alter Vorzug, die Beſonnenheit, die uns den deutlichen Einblick in das, was in ihrer Seele vorging, verſagte. Die allzeit Wahrhafte wußte uns, in guter Abſicht, während der letzten Stunden irrezuführen.

„Was koſtet ein Revolver?“ hatte ſie am Sonntag vor dem Sterben ſcherzend gefragt. Und da ſie über ihre kleinen Baarmittel vor Aller Augen bereits für Anderes verfügt hatte, waren wir nach dieſer Frage wieder halb beruhigt. Das Cyankali trug ſie in jenem Augenblick wahrſcheinlich ſchon bei ſich.

Trotzdem wurde ſie von der liebevollſten Sorge ihrer Gaſtwirthe bewacht — bis zur letzten Mittagſtunde ihres Lebens. Mehr als darin geſchehen iſt, konnte dieſer ſtarkwilligen Natur gegenüber nicht gethan werden. Sie gewaltſam bei der Hand zu halten, bis ſie hinter den Gefängnißmauern verſchwand, das wäre eine Auflehnung gegen die Macht geweſen, die jeder Menſch und vor Allem eine ſolche Natur im Innerſten bewahren darf und die der Sozialdemokrat reſpektirt. —

„Am Grabe des „unbekannten Mannes“ haben wir ſie gefunden“, ſagte mir ſchluchzend am achtundzwanzigſten Auguſt eine ſchlichte Frau, und mich überlief ein heiliger Schauer. „Von allen Märzgräbern ſtimmt mich am traurigſten das mit der Inſchrift: „Ein unbekannter

Mann", hatte ich im März dieſes Jahres zu Agnes Wabnitz geäußert und von ihr die Antwort erhalten: „Es iſt das vornehmſte aller Gräber." Nun hatte ſie es zum letzten Einſchlafen aufgeſucht — noch im Tode aus freiem Willen eine echte Tochter des Volks.

Die ſchriftliche Nachricht, die ſie der gaſtlichen Freundin auf dem Todesgang überſandte, lautete nicht ganz ſo, wie die Preſſe ſie wiedergab, nicht „ich liege auf ꝛc.", ſondern nur „ich auf dem Friedhof der Märzgefallenen, auf unſerem Freiheitsacker." Es wäre der „Beſonnenen" unmöglich geweſen, mit ihrem letzten Wort ihre Freunde jäh zu entſetzen. Ehrfurchtsvoll habe ich es an die Lippen gedrückt, ihr letztes Lebenszeichen rückſichtsvoller Liebe und klaren Denkens.

Wie einſt zur Zeit der Völkerwanderung ein geliebter Fürſt unter rauſchenden Waſſerfluthen begraben wurde, ſo ſchlugen über ihrer Leiche die Blumenwogen zuſammen. Neun Tage lang iſt keine Scholle Erde auf ſie gefallen. Die rothe Blüthenpracht ſtieg von ihrem Sarge bis zur Höhe der Friedhofsmauer empor.

* * *

Und nun zum großen Räthſel ihrer Handlungsweiſe: Warum hungerte ſie im Gefängniß? Die überall bekannte Erklärung, ſie habe ihrer ſterbenden Mutter ein darauf bezügliches Gelübde abgelegt, genügt nicht. Wahr iſt, daß ſie ſelber dieſe Erklärung gab, hinzufügend: die Mutter hat mich damit von dem Gefängniß zurückhalten, es mir unmöglich machen wollen, mir Freiheitsſtrafe zu verſchaffen. Aber ſie gab dieſe Erklärung ſtets mit ſo überſchnellen Worten, daß ich merkte: die Gewiſſenhafte ſagt dies ungern, weil es ſich nicht ganz mit der Wahrheit deckt. Wahrſcheinlich hat die Mutter das Gelübde verlangt, aber eine dergeſtalt redliche Natur, wie

die Tochter es war, durfte, um ſich höheren Pflichten zu erhalten, das Gebot der Sterbenden verletzen.

Es lag ein anderer, ein viel traurigerer Grund vor — einzelne Worte, die ſie im Frühjahr zu mir geſprochen, wieſen mir dunkel den Weg — jähe Helle kam mir durch ein Wort, das ſie am Tage vor dem Tode der Genoſſin Milautzky geſagt hat. —

„Ich habe ein entſetzliches Grauen vor dem Frauengefängniß in der Barnimſtraße — o, nur nicht dahin!“ — —

Als die gemeinſchaftliche Freundin mir's mittheilte, war unſer erſter Gedanke, „die Behandlung iſt dort vielleicht eine ſchlimmere, weil von Frauenlaunen abhängige, als im Männergefängniß.“

Dann aber ſtieß ich einen Schmerzensſchrei aus: Sie hat Scheu vor dem Hauſe, in welchem neunzig Prozent der Inſaſſen Proſtituirte ſind.

Und am nächſten Tage wußte ich: ſie iſt aus dieſem Grunde in den Tod gegangen, ſchweigend und groß. Getreu ihrer Partei, mochte ſie kein verurtheilendes oder auch nur klagendes Wort über die Unglücklichen ausſprechen, die ſchließlich Opfer unſerer verkehrten Geſellſchaftsordnung ſind.

Aber wir Alle kannten ihr ſtrenges, ihr überzartes ſittliches Empfinden. Es war ihr unmöglich, irgend eine Erſcheinung des Lebens leicht zu nehmen; in jenem Hauſe mußte ein ungeheuerer Druck auf ihr laſten. Sie rechtete mit keines Menſchen Vergangenheit — dort aber war ſie von Denen umgeben, welche die Tage zählten, um in das beſchämendſte Sklavenjoch der verweſenden Geſellſchaft zurückzukehren. Fern war ihr Empfinden von dem brutalen der „anſtändigen Dame“, „ich bin beſſer als dieſe — —“, aber ihr Herz blutete um das Elend ihres Geſchlechts, ihr war es unmöglich, es täglich in ſeiner frivolſten Form vor ſich zu ſehen. — —

Wer ſie jemals über dies Thema mit leiſer Stimme ſprechen hörte, wird ſich meiner Ueberzeugung anſchließen.

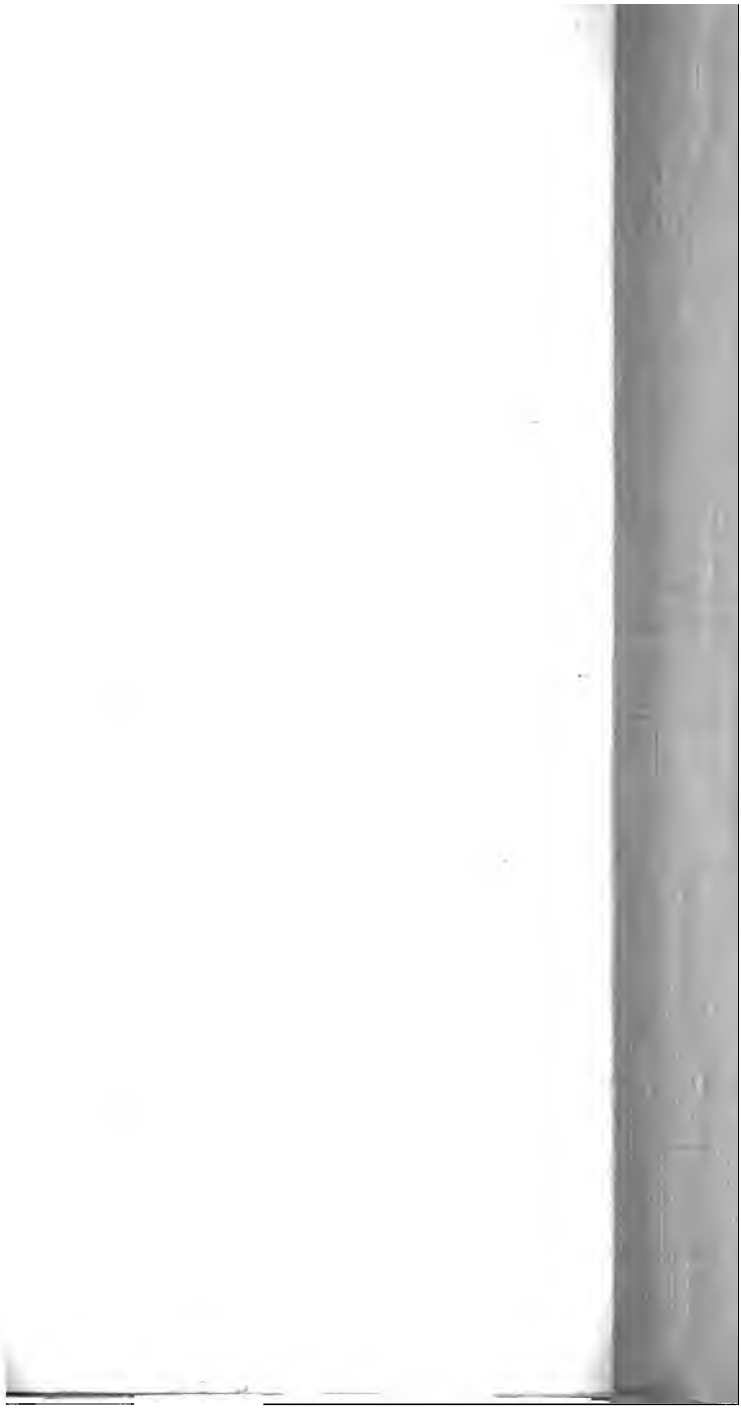
Hab' ich ſie nachträglich recht verſtanden, die geheimnißvolle Antwort, die ſie Monate zuvor auf meine Frage, was ſie mit dem Hungern bezwecke, gab: „Mag man doch einen neuen Geſetzparaphen für mich ſchaffen!"

Ich glaube ſie recht verſtanden zu haben, wenn ich rufe: „Deutſches Volk, erbarme Dich Deiner Frauen! Jener Frauen, welche die Macht des Worts verſuchen, um auf friedlichem Wege Dich zu erlöſen!"

Und auch an Euch wendet ſich mein Ruf, Ihr beſten weiblichen Naturen aus der bürgerlichen Geſellſchaft. Ihr dürft für die „Genoſſinnen" unter Eueren Mitſchweſtern warm empfinden. An Seelenreinheit ſtehen ſie hoch über vielen Frauen der alten Geſellſchaft. Das edelſtgemeinte raſche Wort kann ſie vor den Strafrichter führen. Und wenn Fordern Euch zu unweiblich erſcheint, ſo erhebt die Hände und bittet: „Mitgefühl für ſie — und Raum für ſie in anderen Gefängniſſen!"

Wißt Ihr, daß dieſe Frauen es waren, dieſe ſchlichten, wenig gebildeten Kinder des Volks, welche das Begräbniß ihrer Führerin mit all dem Zartgefühl umgeben haben, welches das Staunen der ganzen bürgerlichen Preſſe hervorrief? Daß dieſe Frauen, welche nur in das tiefe Schwarz der edlen Trauer gehüllt, dem Sarge folgten, den vornehmſten Antheil daran trugen, wenn die Hunderttauſende, die zur Demonſtration herbeigeſtrömt waren, ſich zur erhabenen Schmerzensprozeſſion ordneten? Die Welt hat bisher nur Männer gekannt, die als Erlöſer ihre Stimme erhoben, im Volk harrt eine ſtille, hehre Schaar: die künftigen Erlöſerinnen.

Maurer & Dimmick, Berlin S.W., Elisabeth-Ufer 55.



HQ
1625
W33
G59

HQ 1625 .W33 .G59 C.1
Agnes Wabnitz :
Stanford University Libraries
3 6105 037 541 559

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Maurer & Tummick, Berlin S. W. Elisabeth-Ufer 55.